

# Postmoderne – Frauenfrage – Sendung

Ordensleben in die Zukunft denken

*Bei dem folgenden Beitrag handelt es sich um drei Statements aus einem Podiumsgespräch, das den Abschluss des Symposiums bildete.*

## ZUM STICHWORT POSTMODERNE

Walter Schaupp:

Man könnte die Postmoderne durch drei Stichworte charakterisieren, nämlich *Buntheit*, *Körper*, *Oberfläche* – drei Stichworte, die sowohl einen Lebensstil wie aber auch eine Weltanschauung, eine philosophische Position kennzeichnen.

*Buntheit* steht für die Lust an Vielfalt, an Differenz und am Heterogenen. Man will verschiedene Lebensstile erproben und inszenieren, ohne dass dies durch Sinn- oder Wahrheitsfragen belastet wäre. Entsprechend wendet die Postmoderne sich gegen jegliche Form von Einheitsdenken, gegen absolute Wahrheitsansprüche oder verbindliche Sinnzuschreibungen. Das Festhalten an absoluter Wahrheit ist aus sich heraus gewaltverdächtig. Insofern geht es der Postmoderne um einen Protest gegen eine unzulässige Unterdrückung einer möglichen Vielfalt menschlicher Selbstentfaltung. Vor allem im Gefolge von Michel Foucault gibt es ein neues Interesse am *Körper* des Menschen: an seiner Ästhetik, seiner Inszenierung, aber auch daran, was mit diesem Körper gesellschaftlich oder im Rahmen der modernen Biotechnologien geschieht. Wenn an diesem Körper wiederum, drittens, vor allem die *Oberfläche* interessiert – Foucault deutet die soziale Prägung des Menschen als »Einschreibungen« an seiner Körperoberfläche –, dann steht dies allgemeiner für den Ver-

lust des Metaphysischen und einen Verlust an existenzieller Tiefe. Man will quälenden und letztlich nicht wirklich zu beantwortenden Sinnfragen ausweichen.

Worin bestehen Probleme und Chancen für das Ordensleben? Das postmoderne Lebensgefühl wird sich leicht tun, im Ordensleben ansprechende Momente einer *ästhetischen Inszenierung des Lebens* zu erblicken; bewusste Formgebungen und Stilisierungen könnten so wieder attraktiv werden. Über die ästhetische Ebene hinaus gibt es sicherlich auch einen Sinn für die authentische *ethische* und *religiöse Botschaft* einer Lebensform. Man wird sich aber schwer tun, in all dem einen verbindlichen Sinn zu erkennen, man wird sich schwer tun mit der Radikalität der Wahrheitsfrage, sowohl auf existenzieller wie auch auf allgemeiner Ebene.

Geht man davon aus, dass Menschen auch heute noch einen Sinn für ihr Leben benötigen und die Postmoderne das Orientierungs- und Ordnungsbedürfnis des Menschen unterschätzt, dann ginge es darum, dass Ordensgemeinschaften zu *Orten einer gelebten, unaufdringlichen Eindeutigkeit* werden, zu Orten, an denen die postmoderne Beliebigkeit pluraler Lebensentwürfe durch ein eindeutiges und überzeugendes Engagement durchbrochen wird.

Margit Eckholt:

Viele Zeitgenossen sind Sinnsucher, Gottessucherinnen, sie machen sich auf Reisen, Wallfahrten, nehmen verschiedenste religiöse »Angebote« wahr. Die Postmoderne ist durch einen neuen »Megatrend Spiritualität« oder »Megatrend Religiosität« charakterisiert, so die Pastoralsoziologin Regina Polak.<sup>1</sup> Wo die Reise hinführt, ist für viele nicht klar, eine eher diffuse Spiritualität macht sich breit. Was sich hinter dem neuen religiösen Phänomen

---

<sup>1</sup> Polak, R., Megatrend oder Megaflop? Zur Wiederentdeckung von Spiritualität, in: Diakonia 37 (2006) 387–392, hier: 392.

verbirgt und wieder meldet, ist die Gottesfrage. Sie wird zumeist nicht explizit thematisiert, es fehlen die passenden Worte, Gott zu nennen, im entchristlichten Umfeld der westlichen Gesellschaften fehlen konkrete, personale Gotteserfahrungen. Gott und Gotteserfahrung liegen im Dunkeln, Gott selbst ist für viele ein dunkler Gott. Neue spirituelle Angebote scheinen ein Ersatz zu sein, eine Ausflucht, eine Notlösung. Viele Menschen, vielleicht gerade auch junge Menschen, spüren dabei, dass Spiritualität mehr ist, nicht »Spiritualität light«, die postmoderne Spiritualität der Wellnessoasen, die das banalisiert, was Spiritualität ist. Darum sind Menschen gefragt, die Kompetenzen haben, hier unterscheiden zu können: Ordensleben ist auf neue Weise gefragt und angefragt.

Ordensleute sind Menschen, die Seismographen und Seismographinnen für dieses neue Zeichen der Zeit sind: die Gottessehnsucht und das Gottesdunkel, die schwierige Gott-Rede. Sie spüren, dass das Wort Gott neu buchstabiert werden muss. Sie lassen sich selbst auf den Weg des Gottes-Dunkels ein, sie halten es aus, halten es Gott, den sie suchen, hin, um gerade in der Abwesenheit auf die verborgenen Räume des Anderen hinzuweisen. Sie geben neue Leseanleitungen, Zeichen der verborgenen Anwesenheit des dunklen Gottes zu deuten in Zeiten, in denen dogmatische Wahrheiten nicht mehr greifen. Ordensleute halten im Aushalten des Gottes-Dunkels die Gottesfrage wach, hier, in dieser Tiefe, an der Seite der vielen – oft die Grenzen der klassischen Kirchen-Räume überschreitenden – Gottsucher und Gottsucherinnen kann das neue, treffende Wort wiedergefunden werden. Vielleicht reicht es, Orte für diese Suche bereit zu stellen, die ein jahrhundertes spirituelles Gedächtnis tradieren, das Tiefgang hat und authentisch ist, das Neues aus den nicht versiegenden Quellen des Alten schöpft. Vielleicht reicht es, da zu sein, im Raum der Leere, des Gottes-Dunkels der postmodernen Zeiten. Das Wort Gott wird sich selbst sagen, in diese Abwesenheit, in diese Leerstelle hinein. Als Seismographinnen und Seismographen für die Zeichen

der Zeit halten Ordensleute die Stelle der Gott-Rede leer – gerade dass Gott sich sagen kann, dass Gottes Gnade einbrechen kann, wie ein Dieb, unverhofft, nicht gemacht von unserer Seite.

Claudia Kunz:

In Deutschland befinden sich viele Bistümer gegenwärtig in einem Prozess pastoraler Neuordnungen. Kleinere Pfarreien schließen sich zu einem größeren Pastoralverbund zusammen oder formieren sich zu einer neuen größeren Pfarrei. Die pastoralen Räume werden weiter, bunter, aber auch unüberschaubarer. Die Folgen für die vielen ehrenamtlich Engagierten wie für das pastorale Personal, die Priester und die pastoralen Laienberufe, werden durchaus kontrovers diskutiert. Die Ausweitung der pastoralen Räume eröffnen jedoch auch neue Chancen. Kirchliche Orte, und dazu gehören auch Klöster, Ordensniederlassungen und -einrichtungen, die bislang am Rand oder außerhalb einer Gemeinde oder des gemeindlichen Bewusstseins lagen, kommen neu in den Blick. Wir erleben gegenwärtig eine Pluralisierung kirchlicher Orte, Orte, an denen sich Kirche in all ihren Dimensionen von Verkündigung, Gottesdienst, Caritas und Gemeinschaft vollzieht.

Diese Chancen, sich neu in die Ortskirche einzubringen und darzustellen, sollten von den Instituten des geweihten Lebens, von Ordensfrauen und Ordensmännern genutzt werden. Vor allem Ordensfrauen und Frauengemeinschaften warten eher darauf, dass man sie entdeckt, statt selbst auf Entdeckungsreise zu gehen. In einer Zeit der Umbrüche eröffnet sich manche neue Möglichkeit auch für die Orden und Säkularinstitute, ihren Ort innerhalb einer sich wandelnden Ortskirche neu zu entdecken, zu bestimmen, zu gestalten. In den gegenwärtigen pastoralen Neuordnungen, in denen Kirche auf vielen Ebenen mit sich selbst befasst ist, braucht es geistliche Menschen, die aufbrechen in die neuen pastoralen Räume und dort

Wohnung nehmen und zur Wohnung werden für Suchende, für Grenzgänger, für die vielen, die in den alten Gemeinden keine Heimat finden konnten.

Für die Institute des geweihten Lebens bedeutet dies jedoch, sich selbst auf einen inneren Wandlungsprozess einzulassen, zu einer lernenden Gemeinschaft zu werden. Bei einer interkommunitären Junioratsschulung sagten mir die Schwestern: Das, was wir hier lernen und erfahren, sollten auch unsere älteren Mitschwestern erleben. Es reicht nicht mehr, dass die Gemeinschaften ihre jüngeren Mitglieder zu Noviziats- oder Junioratsschulungen schicken, die ganze Gemeinschaft muss sich neu auf einen Noviziatsweg einlassen, neu buchstabieren lernen, wie sie heute ihre Weihe, Gemeinschaft und Sendung leben können. Vor allem in Frauengemeinschaften gilt es, nicht nur die Bildung Einzelner zu fördern, sondern möglichst viele mitzunehmen auf den Weg einer lernenden Gemeinschaft.

Heute, so erzählt eine Ordensfrau aus einem Krankenpflegeorden, fragen die Jugendlichen, die uns besuchen, nicht mehr, ob wir auch ins Kino oder ins Schwimmbad gehen. Sie stellen vielmehr wesentliche Fragen, sie wollen wissen, warum wir so leben, wie wir leben. Um in unserer bunten und lauten Welt wahrgenommen zu werden, muss man sich zeigen und sagen, wer man ist. Und um wirklich gehört zu werden, braucht es Authentizität. Angesichts vieler drängender Sorgen in Bezug auf ihren Nachwuchs, auf den Fortbestand ihrer Werke usw. brauchen die Orden und Säkularinstitute die Ermutigung: »Sagen Sie, wer Sie sind. Leben Sie – mit all Ihren Brüchen und ohne Anspruch auf Vollkommenheit – das, was Ihnen heute und jetzt an Charismen gegeben und an Echtheit möglich ist.« Es geht nicht um das, was ein Orden gewesen ist; es geht auch nicht um das, was ein Orden in Zukunft noch oder nicht mehr sein wird. Geistlich leben heißt, in der Gegenwart, und das ist die Zeit des Heiligen Geistes, zu leben und das Heute zu gestalten. Wichtig ist das, was eine geistliche Gemeinschaft jetzt ist,

was sie jetzt – aktuell – zu verschenken oder einzusetzen hat, an Herz, an Geist, an Zeit, an Kraft, an Ressourcen und an Berufungen in der eigenen Gemeinschaft. Die Gegenwart ist auch der Ort der Begegnung mit dem verborgen-anwesenden Gott, der allein Zukunft zu schenken vermag.

## ZUM STICHWORT FRAUENFRAGE

Walter Schaupp:

Die Frauenfrage ist heute noch immer zentral. Die entsprechenden Belastungen aus der Vergangenheit sind groß und real, Diskriminierungen sind noch immer existent, und eine allseits problemlos akzeptierte neue »Ordnung« des Geschlechterverhältnisses ist noch nicht Realität geworden. Andererseits ist zu beobachten, dass junge Frauen heute – zumindest in den westlichen Ländern – nicht mehr in jenem Maß für feministische Ideale zu begeistern sind wie etwa vor zehn oder zwanzig Jahren.

Die Antwort der Kirche ist bislang zwiespältig. Einerseits sind Veränderungen unbestritten; immer wieder wird die gleiche Würde der Frau betont und auch eingefordert. Andererseits aber ist der Frau innerkirchlich der Zugang zum Amt nach wie vor verwehrt, wird sie immer wieder in ihrer Berufung auf Mutterschaft und Jungfräulichkeit festgelegt (vgl. »Mulieris Dignitatem« von Johannes Paul II.).

Blickt man auf das Ordensleben, so ist zu sagen, dass gerade weibliche Ordensgemeinschaften im Verlauf der Geschichte immer auch Orte eines emanzipierten Frauseins gewesen sind, Orte, wo Frauen Chancen auf religiöse und praktische Selbstverwirklichung hatten, die ihnen sonst verwehrt waren. Was könnten entsprechende heutige Herausforderungen sein? Weibliche Ordensgemeinschaften sollten erstens Orte sein, wo das Problem heutigen Frauseins verstanden wird; wo man auf entsprechende Empathie und Solidarität stößt, ohne dass damit alle For-

derungen des aktuellen Feminismus kritiklos übernommen werden müssten. Wenn es stimmt, was ja gerade die Position des Lehramtes ist, dass es so etwas wie eine wesenhafte Verschiedenheit von Frau- und Mannsein gibt, dann ist zweitens das »Bild Gottes« nur in Frau *und* Mann vollkommen. Praktisch bedeutet dies, dass die Kirche auf die spezifische Gotteserfahrung von Frauen angewiesen ist. Frauenorden könnten hier eine wichtige Rolle spielen. Wie aktuelle Forschungen immer wieder belegen, neigen Männer drittens dazu, ihre eigene Sicht von Wirklichkeit und ihr eigenes Problemlösungsverhalten absolutzusetzen. Im Namen einer umfassenden Wahrheit müsste die »andere Stimme« der Frauen, von der Carol Gilligan gesprochen hat, hörbar werden: Männer benötigen die sie relativierende und begrenzende Perspektive von Frauen, was auch für die Kirche Geltung hat. Weibliche Ordensgemeinschaften haben hier aus verschiedenen Gründen eine besondere Chance, in der Kirche gehört zu werden. Sollten Frauengemeinschaften nicht viertens in besonderer Weise versuchen, eine kultur- und religionsübergreifende Frauensolidarität zu leben? Eine solche Frauensolidarität hätte nicht zum Ziel, die eigene religiöse Identität zu verwischen, sie könnte aber versuchen, die Sackgassen der Gewalt, der Konkurrenz und der sich aufschaukelnden Konflikte, des Zwangs zu siegen usw. zu unterlaufen. Die Religionen könnten so über die Frauen ein Stück weit zu ihrer ursprünglichen Identität befreit werden.

Margit Eckholt:

Die Frauenfrage ist kein oberflächliches Zeichen der Zeit, es handelt sich vielmehr um einen der großen und einschneidenden Umbrüche der Moderne, sie bedeutet für Gesellschaft und Kirche eine »kulturelle Revolution«. Johannes XXIII. hatte als erster Vertreter der Kirche die Frauenfrage zu den Zeichen der Zeit gezählt; ist die Frauenfrage aber wirklich als solches Zeichen der Zeit wahr-

und ernst genommen worden? Frauen haben in Gesellschaft und Kirche mittlerweile Aufstiegschancen, sie können sich beruflich und ehrenamtlich qualifizieren, sie haben Zugang zu kirchlichen Berufen, sind an kirchlichen Gerichten, in Ordinariaten tätig, manchmal auch auf Führungsposten; viele Frauen sind Vorsitzende von Pfarrgemeinderäten, in Pfarrgemeinden läuft praktisch ohne Frauen nichts mehr. Mit dieser Erfolgsgeschichte verbunden sind jedoch viele bekannte – und wohl noch mehr unbekannt – Geschichten von Kampf und Leid, von Brüchen und tiefen Enttäuschungen, und immer mehr eine Geschichte des lautlosen Auszuges von (jüngeren) Frauen aus der Kirche. Betroffen sind hier gerade auch die Frauenorden. Im 19. Jahrhundert haben Frauengemeinschaften jungen Frauen Bildung und Berufstätigkeit vermittelt, sie konnten als Krankenschwestern, Sozialarbeiterinnen, Lehrerinnen tätig werden; dies ist heute ohne Gemeinschaften genauso möglich. Das Ordensleben vermittelt vielen jungen Frauen ein verstaubtes, altmodisches Frauenbild. In Gesellschaft und Kirche haben sich die Frauenbilder weit auseinander entwickelt. Das betrifft vor allem das Verhältnis der Geschlechter, die Verteilung von Aufgaben und Kompetenzen, es betrifft die Sprachformen im Innen der Kirche. Gebetsprache, Sprache der Liturgie und der Theologie sind männlich geprägt, sie klammern Erfahrungen von Frauen aus, vor allem was die Tiefe der Gott-Rede betrifft.

Auf der anderen Seite werden Frauenorden von vielen Frauen als kreative Orte einer neuen Gottessuche und Gott-Rede wahrgenommen. Oft bieten Ordensgemeinschaften Alternativen zu eingefahrenen Gebets- und Gottesdienstformen in den Pfarrgemeinden, sie entwickeln sich zu neuen Orten einer Frauenseelsorge, an denen Gebet und Tanz, Sprache und körperlicher Ausdruck, neue Formen der Meditation usw. zur Ausbildung einer weiblichen Spiritualität beitragen. Frauengemeinschaften sind so zutiefst von dem Spannungspotential der Frauenfrage in der Kirche geprägt: Auf der einen Seite erleben sie mas-

siven Abbruch, es sterben alte Formen, Gemeinschaften sind nicht mehr lebens- und entwicklungsfähig, auf der anderen Seite bahnt sich in ihnen Neues an. Ordensfrauen sind Seismographinnen für das immer noch entscheidende Zeichen der Zeit, die Frauenfrage, sie sind aber selbst zutiefst von dieser Spannung geprägt, ihr Leben selbst ist in das Zeichen eingeschrieben. Hier nimmt das Aushalten noch einmal anders in Anspruch, es ist ein Anspruch, der die eigene Existenz mitnimmt. Aber vielleicht liegt gerade darin ein Potential für das Neue. Ein wichtiger Schritt ist, sprachfähig zu werden, das Paradox und das Kreuz der eigenen Existenznot in Worte zu fassen und junge Frauen, die sich auf den Weg in die Gemeinschaften machen, sprachfähig zu machen, ihr eigenes Gott-volles, kreatives Wort sagen zu können. Hier ist Ausbildung gefragt; jungen Frauen ein ordentliches Theologiestudium zu ermöglichen, ist kein Luxus, ist vielmehr überlebensnotwendig. Von Bedeutung ist, die Schätze der eigenen Traditionen neu zu erschließen, sie in die Gegenwart zu übersetzen, gerade in die Erfahrungswelten der Frauen. Es werden so neue Formen einer »weiblichen Spiritualität« ausgebildet, eine Sprache, die eigene Lebenserfahrungen thematisiert, mit Gefühlen, Körpererfahrungen, Sexualität, Beziehungen umzugehen lernt, die auch dem Nicht-Rationalen Raum gibt, dem Tanz, der Musik, der Kunst. Wenn Frauenorden lernen, die eigenen Quellen neu zu lesen, wenn sie Orte sind, an denen junge und ältere Frauen eine neue Heimat für ihre Glaubenserfahrungen finden, dann kann auch Neues für die Kirche werden. Es tun sich hier, auch über die Grenzen traditioneller Pfarrgemeinden hinaus, neue Räume der Frauenseelsorge auf, in denen Frauen neue Identifikationsfiguren auch für ihre Glaubenserfahrungen finden können – wie die biblischen Frauen oder die großen Meisterinnen der Spiritualität in der Geschichte christlichen Glaubens. Es können neue Bilder für das Frausein entworfen werden. Solidarität mit Frauen, auch über die Grenzen der Gemeinschaften hinaus, wird geübt, Frauen-

freundschaften erhalten einen neuen Raum. Ordensfrauen können auf ihre Weise die Ungleichheit von Chancen von Frauen in der Kirche thematisieren, sie müssen dazu aber ehrlich die Ambivalenzen thematisieren, die sie selbst in ihren Gemeinschaften erfahren, sie müssen die Bruchstellen zwischen dem Innen und dem Außen der Kirche benennen. So tragen Frauenorden heute zur Erneuerung der Kirche bei, weil sich in ihnen neue Räume der Gnade auftun, in denen es möglich ist, als Freund und Freundin Gottes aus der Weisheit Gottes zu leben und ihr einen neuen Raum zu bieten.

Claudia Kunz:

Wir erleben, wie sich in Deutschland die Berufsbiographien von Frauen immer mehr denen der Männer angleichen. Die Zahl der Frauen, die Abitur und Hochschulabschluss haben, Karriere machen, in führende Positionen aufsteigen und bis zur Rente berufstätig bleiben, wächst unaufhaltsam. Die beruflichen Möglichkeiten von Frauen außerhalb einer Ordensgemeinschaft führen innerhalb der Frauengemeinschaften dazu, dass sich ihre Gesamtzahl auf das immer schon niedrigere Niveau der Männergemeinschaften einpendeln wird. Noch zählen die Frauenorden in Deutschland etwa 25.000 Mitglieder, die Männerorden etwa 5.000. Aber jährlich verringert sich die Zahl der Ordensfrauen um mehr als 1.000, während der Rückgang bei den Männerorden sehr viel langsamer verläuft. Wie sich in der Gesellschaft die Berufsbiographien von Frauen und Männer angleichen, so werden sich auch innerhalb der Orden die Berufungsbiographien von Frauen und Männern mit einer gewissen Verzögerung aneinander angleichen. Vor diesem Hintergrund kann der dramatische Rückgang besonders in den Frauengemeinschaften gelassener gesehen werden; er wird sich verlangsamen, sobald er sich auf das zahlenmäßige Niveau der Männergemeinschaften eingependelt hat. Nicht das Ordensleben wird sterben, sondern – vor allem – das Ordensleben von

Frauen wird sich auf eine Größenordnung zubewegen, die dem hohen Anspruch dieser Lebensform entspricht. Von den heute Verantwortlichen in den Gemeinschaften erfordert dies einen nüchternen Blick auf die zukünftige Größe der eigenen Gemeinschaft und einen mutigen Abbau bzw. Umbau der eigenen Häuser und Einrichtungen, die Sicherung der ökonomischen Grundlagen, eine angemessene Investierung in neue Aufgaben und Berufstätigkeiten, ein Bedenken der Folgen für den eigenen Lebensstil und das gemeinsame Leben. Vor allem die Frage, wie akademisch ausgebildete und hoch qualifizierte Frauen, die in ihrem bisherigen Berufsleben in großer Selbstständigkeit und mit viel Verantwortung gearbeitet haben, nach ihrem Eintritt in die Ordensgemeinschaft integriert werden und einen Raum bekommen, sich selbst und die Gemeinschaft weiter zu entwickeln, stellt eine große Herausforderung für die Frauenorden dar.

Anders als Ordensmänner scheuen Frauengemeinschaften oft davor zurück, eines ihrer Mitglieder für eine hoch beanspruchende Tätigkeit außerhalb der eigenen Gemeinschaft freizustellen. Als Grund wird vielfach die Unvereinbarkeit dieser Tätigkeit mit dem Gemeinschaftsleben angeführt. Analog zu der gesellschaftlichen Diskussion einer »Vereinbarkeit von Beruf und Familie« im Zuge der Geschlechtergerechtigkeit braucht es innerhalb der Frauengemeinschaften eine neue Diskussion über die Vereinbarkeit von moderner Berufstätigkeit und Leben in Gemeinschaft. Was können Frauen hier von den Männergemeinschaften lernen? Und: Wie können Frauengemeinschaften die Fehler der Männerorden vermeiden?

Die Deutsche Bischofskonferenz hat in den letzten Jahren (2001 und 2005) zwei große Symposien zum Thema »Frauen in verantwortlichen Positionen in der Kirche« durchgeführt. Unter anderem ging es dabei auch um die Frage, wie Frauen gefördert werden (können), um ihre Führungskompetenzen in die Kirche einzubringen. Frauenorden haben eine jahrhundertealte Tradition und Erfahrung mit Frauen in Führungspositionen. Was passiert

heute an Förderung der Führungskompetenzen von Frauen in den Frauenorden und Säkularinstituten? Was haben Frauengemeinschaften an Führungskompetenz in die Kirche einzubringen? Und: Wo liegen die spezifischen Gefährdungen von Frauen, in den Gemeinschaften ihre Macht zu missbrauchen? Machtmissbrauch durch Frauen ist ein immer noch tabuisiertes Thema – auch in den Frauenorden.

## ZUM STICHWORT SENDUNG

Walter Schaupp:

Worin wird die Sendung der Ordensgemeinschaften liegen? Wenn es auch nicht mehr möglich ist, das Leben nach den evangelischen Räten als das objektiv vollkommene anzusehen, wie dies lange der Fall war, steht diese Lebensform doch exemplarisch und zeichenhaft für die notwendige Radikalität der Jesusnachfolge. Damit wird die Frage subjektiver Vollkommenheit oder Heiligkeit natürlich in keiner Weise berührt. In einer Zeit, in der religiöse Radikalität immer wieder in blinden Fundamentalismus und gewalttätigen Fanatismus umzuschlagen droht, muss es in der Kirche ein Ringen um die *richtige und angemessene Form* christlicher Radikalität geben. Das Privileg der Orden liegt des Weiteren in ihrer gemeinschaftlichen Lebensform. Gemeinschaftliches Leben erlaubt es, für die Menschen *Räume zu eröffnen*, in denen in dichterischer Weise als bei einzelnen Menschen der Geist Jesu konkret spürbar und erfahrbar wird. Der hier gemeinte Raum wird durch die Art und Weise eröffnet, wie Menschen miteinander umgehen und welche Werte und Prinzipien ihr Verhalten »beseelen«. Ordensgemeinschaften müssten sich, wenn sie ihrer Tradition treu sein wollen, immer wieder in eine fruchtbare Differenz zur Welt bringen. Es geht um ein Andersein, das einer lebendigen Auseinandersetzung mit der Welt entspringt und in dem

bessere und humanere Alternativen von Menschsein ansichtig werden. Es geht um mögliche alternative »Ordnungen« von Menschsein, z.B. wenn der zunehmenden Mobilität des heutigen Menschen mit all ihren Problemen die Idee einer *stabilitas* entgegengesetzt wird. Mit »Ordnung« ist ein in sich stimmiges, konsistentes Lebensmodell gemeint, das in seinen Grundwerten und Grundregeln transparent und nachvollziehbar ist. Damit eine solche Differenz wirksam wird, muss sie genügend klar und eindeutig gelebt werden. All dies darf nicht individualistisch missverstanden werden. Auch dem zunehmenden Kreisen des modernen Menschen um sich selbst muss eine Differenz entgegengesetzt werden, welche Menschsein in universaler Fürsorge und Solidarität ansichtig macht.

Margit Eckholt:

Ein weiteres bedeutendes Zeichen der Zeit ist die Grenze; in globalen, von zunehmenden Migrationsbewegungen geprägten Zeiten machen immer mehr Menschen Grenzerfahrungen: Die Grenze wird zu einem neuen Symbol unserer Zeit, sie macht die Bruchstellen der Gesellschaften deutlich. Viele Menschen leben in Warteräumen, im Niemandsland, viele versuchen, die Grenzen von Süd nach Nord zu überwinden, mit allem Einsatz ihres Lebens, um des Lebens willen; oft endet dieser Lebens-Einsatz mit dem Tod. Die Schere zwischen Nord und Süd, zwischen Reich und Arm tut sich immer weiter auf; es sind wenige im Weltmaßstab, die »alles« haben: Reichtum, Arbeit, Bildung, Zugang zu den fundamentalen Menschenrechten. Ihnen steht eine riesige Masse von Armen gegenüber, die um dieser Rechte willen, um des Lebens, um der Zukunft willen die Heimat verlassen, sich der Fremde aussetzen, aber nur zu oft an den Grenzen zwischen Nord und Süd scheitern. In den Vereinigten Staaten von Amerika hat die Grenze zum Süden, zu Mexiko, den alten »Frontier-Mythos« verwandelt. Diese Grenze wird – auch über die USA hinaus – zu einem neu-

en Symbol für die Weltgemeinschaft: Sie hat das Symbol abgelöst, das in den Nachkriegsjahrzehnten die Berliner Mauer als Grenze zwischen West und Ost gewesen ist. Der Grenzzaun, die Mauer, die im Süden der USA gebaut wird, ist das neue Symbol einer Ausgrenzung. Der Norden baut Sicherheitszäune aus Angst vor einer Invasion durch die Massen der Armen des Südens, er nimmt sich damit selbst seine Freiheit, er grenzt sich ab, vom Leben, von der Jugend, von Kreativität, vom Reichtum des Fremden. Dem Süden werden fundamentale Menschenrechte verweigert, werden Zukunftsperspektiven genommen. Menschen tun hier not, die gelernt haben, an diesen neuen Bruchstellen der Gesellschaft leben zu können, die Wegbegleiter sind im Niemandsland, in den Passagen und Wartesälen, die um »passe-portes« kämpfen. Sie stehen an der Seite der Armen, sie stehen aber auch an der Seite der Menschen des Nordens, die sich selbst von Zukunftsmöglichkeiten und vom Leben ausgrenzen, deren Leben auf der einen Seite der Grenze zum Fragment wird, die sich mit dem beschränkten Horizont ihres Reichtums begnügen, mit den kleinen Lebens-Häppchen, die blind werden für die Bruchstellen. Ordensleute sind Menschen an der Grenze, auf ihren Wegen in der Spur des Mannes aus Nazaret berühren sie die Grenze von Tod und Leben. Wenn sie an der Seite der um das Leben gebrachten Männern und Frauen des Südens an die Grenze drängen, wenn sie sich diesen Grenzerfahrungen aussetzen, halten sie, für Nord und Süd, die Perspektive für das Ganze, die Weite des Horizontes offen: »das ganze Leben« – und noch viel mehr.

Sich der Grenze auszusetzen und Grenzerfahrungen zu thematisieren tut auch in der Kirche not, auch im Ordensleben selbst. Die globalen Zeiten sind – paradoxerweise – von einem neuen Abschluss nach innen geprägt, von Provinzialismus und Engstirnigkeit. Es bilden sich kleine Gruppen und Clubs, die Grenzen nach außen ziehen. Nicht nur in Lateinamerika sind verschiedenste Sekten auf dem Vormarsch; vielfältige fundamentalistische

Bewegungen sind weltweit, auch in Europa, festzumachen. Ordensleben ist dagegen nicht gefeiert, eine schlecht verstandene Verbürgerlichung kann schnell in die Konvente einschleichen. Ordensleute können aber einen Gegenpol bilden, darauf hinweisen, dass Gottesfreundschaft und die Freundschaft mit dem Nächsten nicht exklusiv ist, sondern in die Weite führt. Die meisten Ordensgemeinschaften sind von Internationalität und Begegnung mit dem Fremden geprägt. Sie haben in langen Jahrhunderten immer wieder Zeichen gegen eine falsche Exklusivität gesetzt, sie haben die Fähigkeit gelernt, die Tür zu öffnen. Angesichts von vielen neuen kirchlichen Gruppierungen, die nach innen schauen und sich abgrenzen, tun die internationale Kompetenz und die Gastfreundschaft gut, die viele der Männer- und Frauengemeinschaften auszeichnen. Sie erinnern so immer wieder neu, dass Kirche in das Herz Christi, des »Lichtes der Völker« eingeschrieben ist. Das Herz an die Grenzen halten, es nach innen und außen zu öffnen, tut not. Es gilt, den Christus der Grenze zu entdecken.

Auch hier sind Kompetenzen und eine solide Ausbildung gefragt; neben dem Theologiestudium erwerben Ordensleute oft Zusatzqualifikationen, um an den verschiedenen Brennpunkten und Bruchstellen der Gesellschaft beratend und begleitend tätig zu sein. Orden müssen nicht neue »Werke« an diesen Bruchstellen errichten, sie können in Gruppen und Institutionen der Zivilgesellschaft aktiv werden, mit Laien, Männern und Frauen, zusammenarbeiten und gerade diese auch in ihrer Tätigkeit an den sozialen Brennpunkten und Bruchstellen fördern. Ordenstheologie muss so lernen, verschiedene Grenzüberschreitungen leisten zu können, heute vor allem zu den verschiedenen Wissenschaften des Sozialen, um junge Menschen zu befähigen in der Menschenrechtsarbeit, der Umweltethik, der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten, dem sozialen Management usw. So halten sie auch für die Kirche die Optionen wach, die die Kirche ihren Weg in die Moderne haben beschreiten lassen, ein Weg, der

ganz gewiss nicht zu Ende gegangen ist: die Option für die Armen, für die jungen Menschen, die Option zum Dialog – nach innen und nach außen, vor allem heute der Dialog der Kulturen und der Religionen.

Claudia Kunz:

Die deutschen Bischöfe haben in ihrem Wort »Gemeinsam dem Evangelium dienen« (Nr. 86) die Frage gestellt: »Was würde uns, unserer Kirche in Deutschland fehlen, gäbe es in ihr kein Ordensleben und kein geweihtes Leben mehr? Was macht die Ordensleute über all ihr Wirken in der Pastoral, Caritas und Erziehung hinaus so unersetzlich für die Kirche?« (S. 11) Das Schreiben der deutschen Bischöfe antwortet darauf: »Damit Jesus Christus, Ursprung und Ziel unseres Glaubens, nicht ›aus den Augen – aus dem Sinn‹ gerät, brauchen wir als Kirche Gemeinschaften des geweihten Lebens in unserer Mitte, die durch ihr Leben Jesus von Nazareth für unsere Zeit gegenwärtig setzen. Das ist es, was wir vermissen, wenn das Ordensleben in der Kirche schwindet, nämlich Frauen und Männer, die in Gemeinden und Einrichtungen, in Kirche und Gesellschaft durch ihr Leben nach den evangelischen Räte der Lebensform Jesu Christi und seinem Evangelium ein Gesicht geben« (S. 14). Die erste Sendung des geweihten Lebens ist darum dieses Leben selbst – in unaufdringlicher Eindringlichkeit –, das ist es, wozu Kirche und Gesellschaft die Ordenschristen vor allem herausfordern.

Die Schrift »Gemeinsam dem Evangelium dienen« ordnet das geweihte Leben der charismatischen Struktur der Kirche zu: »Die Orden und andere Formen des geweihten Lebens halten lebendig, dass in der Kirche die institutionelle und die charismatische Seite zusammengehören; beide sind nach einem Wort von Papst Johannes Paul II. ›gleichermaßen wesentlich‹ für die Konstitution der Kirche, ›und sie tragen beide – wenn auch auf verschiedene Weise – zu ihrem Leben, ihrer Erneuerung und der Heili-

gung des Gottesvolkes bei« (S. 13). Orden und Ortskirche gehören also zusammen und sind doch verschieden; die Logiken ihres Denkens und Fühlens, Planens und Handelns sind jeweils verschieden. Dies theologisch, spirituell und pastoral durchzudenken, steht noch aus. Den anderen, den, der in einem Orden lebt und arbeitet, oder den, der innerhalb diözesaner Strukturen Verantwortung trägt, in seiner Andersartigkeit wahrzunehmen und wertzuschätzen, dazu gibt es auf beiden Seiten Nachholbedarf. Bei allem berechtigten Wunsch nach mehr Kommunikation und Kooperation der Orden mit der Ortskirche gilt es jedoch für die Ordensgemeinschaften, dabei sie selbst, charismatisches Element in der Kirche zu bleiben. Das alte Mönchtum empfahl dem Mönch, nicht nur die Welt, sondern auch den Bischof zu fliehen. Das Ordensleben braucht, wenn es ein charismatisches Element in der Kirche sein will, nicht nur eine fruchtbare Differenz zur Gesellschaft, sondern auch zur institutionellen Seite der Kirche. Die Orden werden dann ihre Sendung innerhalb der Kirche und für die Menschen erfüllen, wenn diese sie wirklich nach draußen, an die Grenzen und Bruchstellen des Lebens führt. Und von hier aus werden die Orden auch nach innen, in die Kirche hinein, eine prophetische Sendung erfüllen.